

DER WELT



SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts

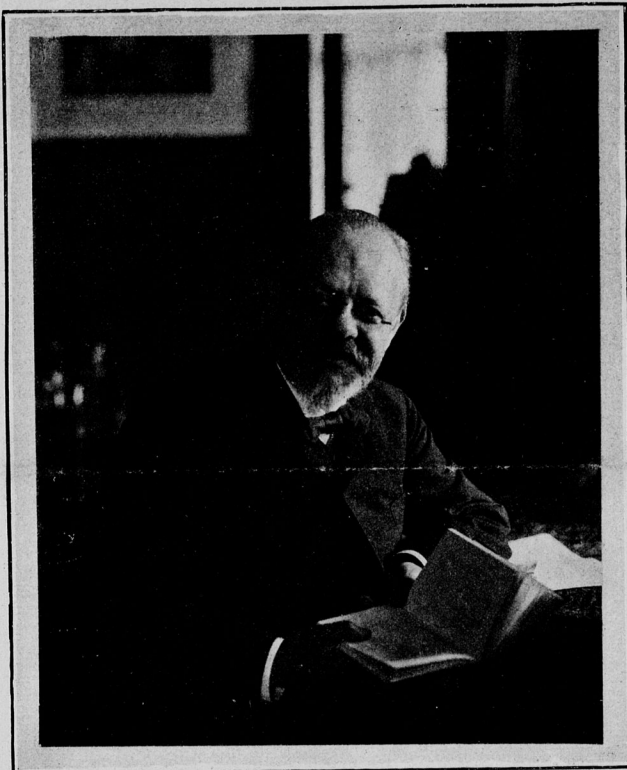
In Memoriam.

Die publizistische Bedeutung unseres verewigten Chefredakteurs ist schon an anderer Stelle gewürdigt worden. Sei es uns hier erlaubt, einige Einzelzüge zu seinem Bilde beizusteuern, zugleich auch zu dem Bilde des Kreises, dem er entsprungen ist.

Arthur Levysohn war gewissermaßen zum Journalisten vorausbestimmt, denn er stammte aus einer Familie, in der das Interesse an den öffentlichen Ereignissen zum Bedürfnis und zur Pflicht des Lebens geworden war. Schon seine frühesten Jugend war umrauscht von den Erregungen und den Schmerzen einer politisch hochgehenden Zeit, und sein eigener Vater war es, der inmitten dieser Kämpfe eine nicht unbeträchtliche Rolle spielte.

Näheres über diese Dinge und auch über die Jugendjahre Arthur Levysohns erfahren erst vor Kurzem die seiner Familie nächstehenden Kreise durch einen Privatdruck des zwischen Wilhelm und Philippine Levysohn, den Eltern unseres Chefredakteurs, gepflogenen Briefwechsels. Herausgegeben von Herrn Ulrich Levysohn und geschickt und mit feinen Worten eingeleitet von Dr. Monty Jacobs, enthält dieses Buch eine lange Reihe hochinteressanter Briefe, die in den fünfzehn Jahren von 1837 bis 1852 zwischen den Eltern Arthur Levysohns gewechselt wurden, wobei der Löwenanteil der Korrespondenz freilich auf die Mutter fiel. Aus ihren Briefen entwickelt sich dem Leser das Porträt einer geistig und sittlich ungewöhnlich hochstehenden Frau. Während der Vater die feurige und anmutige Begabung seines Geistes der äußeren Umgebung und ihren Anforderungen vielleicht nicht immer anzupassen vermocht hat und den ganzen Kraftgenialischen Reiz eines fähigen Bohémiens ausströmte, erscheint die Mutter als die aufopfernde Zückerin des Hauses, als die emsige Pflegerin der Geschäftsinteressen, als die zärtlichste Mutter einer zahlreichen Kinderschar. Aber sie war noch mehr. In diesen Briefen findet sich nicht nur Persönliches und Familiäres, wie sehr uns auch das Herz bewegt wird von den Klagen über die Schwierigkeiten des Hausstandes.

Wilhelm Levysohn war Besitzer einer damals kleinen Druckerei in Grünberg und Verleger

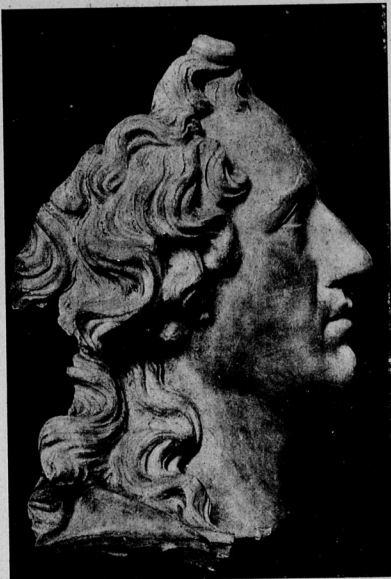


Dr. Arthur Levysohn †

des dortigen „Wochenblattes“. Aber er wollte fern als Mitglied der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., auch er ein „Akteur an dem großen Welt drama“ und noch dazu umstrahlt von dem Märtyrerglanz eines wegen Majestätsbeleidigung Verurteilten. Das alles gab seiner Frau Philippine Anlaß genug, den Rahmen ihrer Korrespondenz weit über das lediglich Private hinaus zu spannen. Mit einer nicht nur für eine Frau erstaunlichen Klarheit blickte sie in den unruhig wogenden Nebel der politischen Vorgänge. In ihrer kleinen, von vielerlei Sorge umlauerten Redaktionsstube in Grünberg, in der sie selbständig und allein die Geschäfte der Zeitung besorgte, war sie eine auf fallend helläugige Betrachterin der Zeitgeschichte und sah gewisse Entwicklungen mit scaprierender Bestimmtheit voraus. Auch in ihrem Stil zeigt sie alle Züge der geborenen Publizistin. Mühselos und elegant formt sie diese Sätze, die gelegentlich auch die ganze Verbitterung einer zum Pessimismus neigenden Natur wiedergeben.

Kind dieser beiden merkwürdigen Menschen war Arthur Levysohn, und die Bevorzugten, denen der elterliche Briefwechsel zugänglich ist, werden nun das Buch mit Wehmut noch einmal durchblättern und sich besonders jenen Stellen zuwenden, in denen von ihm selbst die Rede ist. Von Altwasser, wo sie zur Kur weilte, schreibt Philippine am 2. August 1845 dem damals noch in Grünberg weilenden Gatten, er möge den Geburtstag des Sohnes Eugen (dieser starb dann den Soldatentod in der Schlacht von Dionville) ebenso „mit Chocolate und Kuchen“ feiern, wie im März Arthurs Geburtstag gefeiert worden war. Und drei Jahre später vermittelt sie dem in Frankfurt a. M. wirkenden Eheherrn die erste politische Äußerung des jetzt Siebenjährigen: „Arthur bitter Dich folgenden Antrag zu stellen: Eine hohe Nationalversammlung möge beschließen, daß entweder die Kadettenhäuser gänzlich aufgehoben oder auch den bürgerlichen Söhnen der Eintritt in dieselben gestattet werde usw.“ So früh krümmte sich das Häkchen. Ein paar Wochen später schreibt die Mutter: „Arthur darf ich nicht viel erzählen von den Welt ereignissen, der Junge ist ein geborener Revolutionär. Er will alles füßlieren, was gegen das Volk ist.“ Im Jahre 1849, als er acht Jahre alt war, liest Arthur „mit großer Aufmerksamkeit die Zeitungen und wundert sich, daß wir den Einfall der Russen in Siebenbürgen so ruhig ertragen“; „das verstehe ich nicht!“ rief er dabei aus. In einem weiteren Briefe sagt die Mutter von dem Knaben: „Arthur ist ein braver Junge voll Feuer und Geist; nur kein Kalligraph“, und an anderer Stelle beschreibt sie die Geburtstagsfeier des Kindes und sagt: „Von mir bekam er außer einem Paar alt-neuer Beinkleider ein Buch, Federn, Bleistift und — 12 Pfennige, in die Sparbüchse. Er war hochvergnügt. . .“

Alt-neue Beinkleider und zwölf Pfennige und war hoch vergnügt! Das war schon der ganze Arthur Levysohn, der in seinen persönlichen Ansprüchen so rührend bescheiden war, wie wir selbst ihn gekannt und geliebt haben, als er dann auf einem weithin sichtbaren und einflußreichen Posten stand.

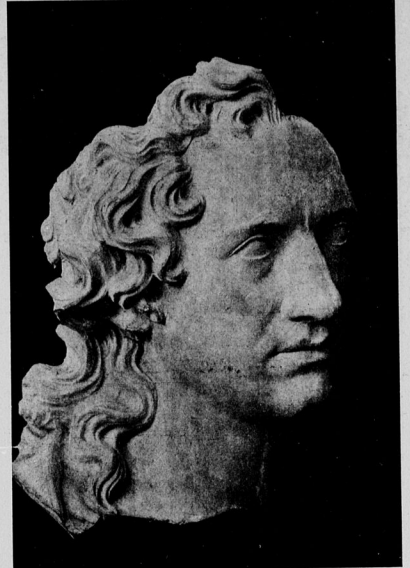


Die neue Goethe-Büste.

Ein neues Goethe-Bildnis.

In den „Stunden mit Goethe“, die der Weimarer Wilhelm Vobe (bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin) herausgibt, und die so viel menschlich interessierendes Material enthalten, wird in Bild und Wort über eine Büste Goethes von Martin Klauer berichtet, die der Herausgeber in Weimar entdeckt hat. Da wir durch die Freundlichkeit des Verlages unseren Lesern Abbildungen dieses Wertes geben dürfen, so ist es überflüssig, das Portrait zu preisen. Es gehört ohne Zweifel zu den allerhöchsten, die wir besitzen, nicht nur, weil es (das bezeugt die bekannte Maske) sehr treu in den Formen ist, sondern vor allem, weil es über die realistische Abbildung hinaus sich zu dem Ausdruck der genialen Persönlichkeit erhebt. Die Büste, in Ton geformt und gebrannt, stammt aus dem Jahre 1789. Sie zeigt Goethe als vierzigjährigen Mann, kurz nach seiner Rückkehr aus Italien. Andere Darstellungen dieser Periode schildern ihn verschlossener, trostloser, unheimlicher, in Uebereinstimmung mit den literarischen Zeugnissen. Klauer hat ihn entweder ohne diese Maske gesehen, die Goethe zum Schutz gegen die Menschen angenommen hatte, oder er hat das Gottesvolle seiner um zehn Jahre älteren Büste, die jetzt in Tiefurt steht, auf den späteren Goethe übertragen und so aus Wahrheit und Dichtung ein äußerlich vielleicht weniger richtiges, innerlich aber durchaus wahreres Bild geschaffen. Es ist der Dichter der Iphigenie und des Tasso, den uns bisher die sogenannte erste Teppelsche Büste am besten vertrat. Man wird diese jetzt auch mit Vobe aus mancherlei Gründen Klauer zuschreiben müssen. Aber die neu gefundene erscheint doch noch bedeutender. Merkwürdig ist übrigens, wie stark Schapers Kopf, den er aus verschiedenen Bildnissen konstruiert hat, an diesen ihm unbekannt gewesenen erinnert. F. St.

Aufnahmen von Louis Held, Heliograph in Weimar, für Wilhelm Vobes „Stunden mit Goethe“. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.



Die neue Goethe-Büste.

Neue Hüte.

Von Emma Reichen-Peritz.
Hierzu 3 Illustrationen auf Seite 3.

Nur langsam wacht diesmal der Frühling auf. Unsere Sehnsucht eilt ihm voran. Im Geiste wandeln wir schon in der Lenzesonne. Und mit einem neuen Hute will sie jede von uns grüßen. Nichts in der Welt ist so wandelbar wie das Wetter und die Mode. Wenn laue Lüfte uns umschmeicheln, hat sich das Straßenbild der Großstadt gewaltig verändert. Der Glodenhut ist fast ganz verschwunden. Massenerscheinungen sind gewöhnlich stets von kurzer Dauer. Wenn wir im rechten Bild trotzdem einen Glodenhut vorführen, geschieht es, um den Damen, die sich ungern von einer Form, die ihnen lieb war, trennen, die sommerliche Garnierung zu zeigen. Er unterliegt der obwaltenden Tendenz zu einer Ueberfülle an Blumen. Der helle Strohhut ist dies mit Bindungen grünen Weidenlaubes umkränzt. Dazwischen ragen Schluppen aus dunkelgrünem Sammetband auf. Unser linkes Bild gibt ein modernes Varet wieder als Frühjahrs- hut, zu einer leichten Tüte passend, mit dunkler Sammetkrempe mit großen weißen und schwarzen Bütgeln.

Die Mode hat es sich zum Ziel gesetzt, die Schönheiten der Frau zur Geltung zu bringen. Eine der weiblichen Hauptzierden bildet das Haar. Beständig werden neue Frisuren erfunden in der Absicht, immer mehr von der Haartracht zu zeigen, und dieses Bestreben hat der Hut zu unterliegen. Also verlangt beinahe eine jede neue Haartracht einen anders gebozgen Hut. Man betrachte das Mittelbild im Vergleich zu den beiden anderen Bildern, und es ergibt sich, daß der Trägerin des selbstamt gefinnenen Dreimalers mit dem großen weißen

federartigen Reiter sehr viel daran gelegen ist, ihr volles lockiges Haar zur Schau zu stellen. Daß die Frisur der Gesichtform entspricht, ist selbstverständlich, und somit wird auch die Uebereinstimmung von Hut und Gesicht gewonnen. Die hohen Bügel unterhalb der Krempe sind nicht mehr Brauch; der Hut wird fest auf den Kopf gedrückt, wodurch Frisur und Hut als ein Zusammengehöriges wirken. Diese feste Verbindung wird noch besser dadurch erreicht, daß keine Lösschen an dem Hute befestigt werden. Es ist kein Leichtes, ein modernen Hut so aufzusetzen, daß er wirklich Sitz hat. Drei bis vier große Hutnadeln sind dazu Notwendigkeit. Aber noch ein Dutzend kurzer Perlennadeln in der Größe ehemaliger Tuchnadeln verfolgen den gleichen Zweck. So ist der Hut von vornherein eine Krönung des Hauptes, die schillert und schimmert in bunten Farben, die von den Steinen ausstrahlen. Und nun kann man sich nicht genug tun an Aufputz durch Blumen, Federn, Reihern, Agraffen und Niesenschleifen. Mit Mühe lassen sich in diesem Jahre die verschiedenen Formen angeben. Ihre Zahl ist Legion. Es macht fast den Eindruck, als hätte der große Hut sich bereit ausgedehnt und umgebildet, daß er kaum noch neue Formen anzunehmen verman. Es ist eine Erfahrung, daß, sobald ein Modestand von der Phantasie und der



Auf dem Acker.

Kunstaufnahme von W. Reil cop.



Wie der Schwefel zutage gefördert wird.



Gruppe von Bergleuten.

Schwefelbergwerk auf Sizilien.



Barett mit dunkler Sammetkrempe.



Reue Hüte.

Hierzu der Artikel 'Reue Hüte' auf Seite 2.



Glockenhut mit Weinlaubgarnierung.

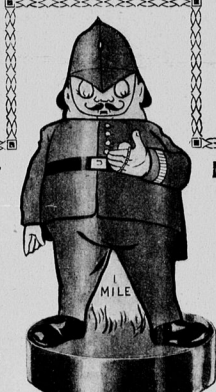
Industrie nicht mehr umgedelt und mit neuen Neizen ausgestattet werden kann, er für eine Weile vom Schauplatz verschwindet, bis er eines Tages als lieber alter Bekannter, ein wenig verändert zwar, als neu auftritt und willkommen geheißen wird. Um sich den Nützlich zu erleichtern, bläst man bereits für den kleineren und kleinen Hut, die Loque, das Barett, den Chasseur Fanfaren. Aber noch hat das große Gebilde Lebenskraft. Als Umbildung der Glode hat man die Charlotten auf den Markt gebracht, womit man die Charlotte Gorday-Haube meint. Sie passen zu den kurzzeitigen Noben unserer Epoche. Aus jedem Material wird er hergestellt, aus Stroh, Tüll und Seideneien. Er erinnert an die Raffeshüte mit den

großen Volants, die Damen und Kinder trugen. Nur wird er rankenartig gebogen, mit sehr hohen Köpfen gebildet. Ein natterblauer Raffhut mit gleicher Krempe, mit Spitzvolant um den gezogenen Kopf, mit blauen rosa und mauvefarbenen Noben umkränzt, wird ein jugendliches Gesichtchen kleiden. Mit Silber und Gold in Arabesken wird das Stroh und auch der Tüll bestickt. Auf blauen Wollen mit altero raffetolants werten schwarze Straußfedern. Braune Hüte mit Federn werden beliebt durch gewisse Sammetkrempe. Die Schleife ist ins Nierenhafte gewachsen.

Marie-Antoinette-Hüte mit seitlich hochgehobener Krempe, während die andere herabsinkt, werden mit Tüll, Noben an fertig grünen Blättern, mit Bändern, aus Nobenblättern gefügt, mit sogenannten Metallknoten geschmückt. Als Neufestten gelten Blumenpompons aus Weiden, Himmelschlüßeln, Rosenknospen, Geranien; Gummibaum, Eichen, Ahornblätter und die Blätter von tausend Blüten werden zu einem undurchdringlichen Wirrwarr angeordnet.

Bei der Vorliebe für Blumen- und Blumendekoration auf unseren Hüten ist zu bedenken, daß sich die Kunst, künstliche Blumen herzustellen, immer mehr und mehr verfeinert. Zuerst fabrizierte man in China, später in Italien und endlich in Frankreich Blumen. Eine Frau, eine Französin war es, Jeanne Elisabeth Mouton, die als erste das Blumenmachen in Deutschland, und zwar in Dresden einfuhrte. In Paris wurde zu Anfang mit Papier, Perfale grob, in häßlichen Farben die blühende Flora nachgebildet. Jetzt dagegen wird mit den zarresten leuchtendsten Geweben gearbeitet. Die Zutaten bezogen aus Venedig, aus England, aus Deutschland bezogen. In Paris gibt es Spezialfabriken. In der einen Fabrik entstehen nur Blumen, die zur Ausschmückung der Kirchen und Kirchhöfe bestimmt sind. In anderen widmet man sich den Blumen für Zimmer- und Saaldekoration. Der künstlerisch am meisten entwickelte Zweig ist der in Hut- und Ballblumen arbeitende. Nach Künstlerentwürfen wachsen in der einen Fabrik nur Noben, in einer anderen nur Maiglöckchen. In einem Hause hat man nichts anderes als Knospen zu formen, in einem anderen nur Blätter. Eine Arbeiterin macht jahraus, jahrein das gleiche, so daß ihre Finger über alle Maßen geschäftig sind. Die größte Sorgfalt wird vom ersten Augenblick bei der Herstellung der Blüten beobachtet. Die Blumenarbeiterinnen dürfen keinen Knoblauch essen, der in Frankreich so beliebt ist, weil ein solcher Dausch aus dem Munde die Farbe der Blüte beeinträchtigt.

Neher und Federn vereinigen sich mit der Blume zum Schmuck schöner Frauen, die beim Tragen ihrer Hüte nicht ahnen, welche Mühen zur Erlangung kostbarer Federn aufgewendet werden. Ist man damit vertraut, kann man sich kaum wundern über die hohen Preise unserer modernen Hüte, denen nur eins zu wünschen ist, daß sie minder schwer als im Winter auf den Köpfchen ihrer Trägerinnen lasten.



Fetische für



Automobilisten.



Das moderne Fahrzeug ist im Begriff, den alten Festen glauben wieder zu Ehren zu bringen. Im England bürgert sich die schöne Sitte ein, zum Schutz gegen alle möglichen Fährnisse vorn am Auto irgendeine groteske Figur anzubringen. Für besonders wirkungsvoll hält man die Figur eines Schutzmanns, der mit der Wut in der Hand die Geschwindigkeit mit-

te war von dieser Welt, in der die schlimmsten Lese — Den Edelsten beschieden sind. — Als Nofe lebte sie das Leben nur als Nofe. — Sie weltete ihr im Morgenwind. Diese Verse Malherbes setzte eine empfindsame Freundin des Hauses Radziwill an die Spitze eines Gedichtes, in dem sie die dahingegangene Elisa fast in eine überirdische Sphäre emporrückt. Und mit Gefühlen, die noch etwas von romantischer Ueberschwenglichkeit in sich trugen, hat bis in die letzte Zeit hinein auch die Allgemeinheit das Leben und den Charakter der Frau angesehen, die der alte Kaiser Wilhelm niemals hat vergessen können.

Es ist das Verdienst Oswald Baers, in seinem Buche Prinzess Elisa Radziwill (Verlag C.S. Mittler und Sohn) diese Gestalt zum erstenmal, auf Grund bisher nicht verwerteten Materials, historisch treu gezeichnet zu haben. Wenn durch solche Betrachtung der Heiligenschein, mit dem man das kleine Köpfchen Elisas geschmückt hatte, in seinem Glanze erloscht, so gewann ihre Persönlichkeit ganz beträchtlich an Lebensfülle und Charakter, und es fanden auf der anderen Seite auch die vereinzelt über sie gefällten Urteile, die ihr jedes tiefere Empfinden absprachen, Widerlegung. Nach wie vor dürfen wir unsere Sympathie einem Schicksal zollen, das unter so glänzenden Aspekten begann und so früh und so traurig endete.

Wie sah Elisa Radziwill aus? Ihre Freundin Thella von Gumpert schildert ihre Erscheinung auf einem Kostümball mit den folgenden, von schwärmerischer Bewunderung getragenen Worten: „Prinzessin Elisa erschien als Undine; eine wunderschöne Erscheinung im meergrünen Flogengewande, mit Perlen besetzt, ein Perlendiadem um die Stirn, Perlen um Hals und Arme. Ihr schönes Haar hing aufgelöst bis über die Knie herab; nicht goldblond, nicht braun, nicht schwarz war dies selten lange Haar. Man hat für die Farbe solchen Haares keinen richtigen Namen; denn aschfarben, wie man sagt, paßt nicht recht. — Eine bildhübsche Erscheinung war diese Undine; die Gesichtszüge edel; der milde, schwärmerische Ausdruck der Augen, der liebliche Mund, alles eigentümlich schön, und die Gestalt schlank, fein gebaut, voll Grazie in jeder Bewegung.“ — Mit diesen anmutigen Auszügen verband Elisa eine Liebenswürdigkeit des Lebens, durch das sie, wie es scheint, jeden begaberte, der mit ihr in Berührung kam. Sie besaß übrigens eine unvergleichbare Vorliebe für gesellschaftliche Veranstaltungen. „Sie fehlte nie“, wie Thella von Gumpert schreibt, „bei den Abendgesellschaften und Vällen; sie tanzte nie immer mit ihrer bewunderten Grazie die Mazurka, überhaupt alle Tänze.“

Es ist wohl ganz sicher, daß Prinz Wilhelm auf einem der großen Hoffeste zuerst auf die liebliche und vornehme Erscheinung der Tochter des Fürsten Anton von Radziwill aufmerksam wurde. Schon als 18-jähriger Jüngling tanzte er mit der erst zwölf Jahre alten Prinzessin auf einem Kostümballe, das zur Feier des Friedensschlusses 1815 bei Hofe veranstaltet wurde. Aber wenn er sie damals vielleicht noch nicht besonders beachtete, so ergaben sich doch im Laufe der Zeit bei der gesellschaftlich hervorragenden Stellung des Hauses Radziwill tausend Gelegenheiten, die ihn immer wieder mit ihr in Berührung brachten. Und als sechs Jahre später bei einem Festspiel, das die Berliner Hofgesellschaft dem Großfürsten Nikolaus zu Ehren aufführte, Elisa wieder seine Partnerin war, hatte sich längst in ihm jene tiefe Neigung entwickelt, die seinem Vater bereits ernstlich Sorge zu bereiten begann.



Wie eine afrikanische Königin den Vortrag ihres Ministers entgegennimmt. Gehr. Haackel, Berlin, cop. Königin Mumusa in Oshafika in ihrem Trankort mit ihrem ersten Ratgeber.

Ziemlich bekannt sind die Briefe, in denen Prinz Wilhelm in dieser Zeit des Hangens und Wangens dem Freunde Naymer sein Herz ausschüttet. Am bekanntesten die ergreifenden und tapferen Worte, die er aus Lepthy schrieb, nachdem die Entscheidung schließlich zumgunsten der Liebenden ausgefallen war. — Die Briefe Elisas aus derselben Zeit, die bisher mit wenigen Ausnahmen nur einem kleinen Kreise zugänglich, gewahren keineswegs den gleich klaren psychologischen Einblick. Sie schreibt selbst an ihre Schwester Blanche nur mit scheuester Zurückhaltung in allem, was die Person des Prinzen betrifft.

Bezeichnend für die Art, wie sie ihre Empfindungen, gleichsam verallgemeinernd, auszuspochen pflegte, ist der Schluß eines Briefes aus demselben Jahre 1826, das ihr jede Öffnung auf eine Vereinigung mit dem Prinzen raubte. „Dies Etwas,“ so schildert sie ihre Stimmung, „kann ich zwar nicht nennen, was mir den Sommer und Herbst so verzaubert. Solche Erinnerungen sind immer schmerzlich, und es wird mir schwer, sie zu verbannen und mit Gewalt nur an Gegenwart und nächste Zukunft zu denken. Denn die eigentliche Zukunft ist ebenso schmerzlich als die Vergangenheit. In solchen trüben Augenblicken hilft nur ein Blick zu dem, der allein Rat weiß und helfen kann. Und was man oft gehört hat in glücklichen Zeiten, wie allein Gott helfen könne in Not und Trübsal, erfährt man tief im Herzen. Gottlob, daß man sich flüchten kann in die Arme dessen, der zu helfen immer bereit und dabei allmächtig ist. Es gibt Stimmungen — selbst wenn man im äußeren Gode lebt — wo keine Menschen, auch die geliebtesten nicht, wo nur Gott helfen kann, wo nur Gebet tröstet. Wie unrecht wenden da gewiß viele Welt und Zerstreuung an! Gott segne und behüte Euch.“

Aber diesen Zeilen, die nur Schmerz um verlorenes Liebesglück und eine fast weltentückte Frömmigkeit zu atmen scheinen, lassen sich aus derselben Zeit Briefe von ganz anderem Charakter entgegenstellen. Briefe, in denen nur von geselligen Freuden und Modebeobachtungen die Rede ist. Man würde der Schreiberin sicherlich unrecht tun, wenn man ihr daraufhin jede Empfindungstiefe abspräche. Diese Berichte sind in den meisten Fällen, wie aus einzelnen Wendungen klar hervorgeht, mehr der Adressatin zuleibe, deren Neugier befriedigt sein wollte, als aus eigener Neigung verfaßt.

Treulich, eine Frau, die ihre Lebenshoffnung begraben, für immer begraben hat, schreibt doch nicht so. Die Annahme, daß die unglückliche Prinzessin im Schmerz über die Trennung von Prinz Wilhelm so früh dahingeweltet sei, ist ja besonders durch die 1905 erschienenen „Erinnerungen Catherine Bladziwills“ widerlegt worden und findet durch die Briefe Elisas aus der Zeit des Beginns der Bekanntschaft mit dem Fürsten Fritz Schwarzenberg volle Bestätigung. Es ist unzweifelhaft, daß sie diesem Mann, den sie geradezu enthusiastisch bewunderte, eine weit innigere Neigung schenkte als dem Hohenzollern. Niemals hat sie für ihn so echte und bisweilen geradezu schwärmerische Worte, wie sie ihr jetzt aus der Feder fließen, gefunden.

„Ich weiß,“ schreibt sie aus Lepthy, „daß wenn Gott das unermeßlich schwere Opfer, Fritz zu entsagen, von mir forderte, ich es bringen würde; aber alle Farbe würde damit aus meinem Leben weggewischt, ich hätte abgethoben mit dieser Welt.“ — Oder an einer anderen Stelle in demselben Briefe: „Als ich Fritz einigmal gesehen, liebte ich in ihm schon den werdenden Engel. Wenn ich in seine Augen blickte, da sagte ich immer zu mir selbst: Wie wird einst der Strahl göttlicher Liebe so schön aus diesen Augen hervorbrechen.“

Es sollte ihr nicht vergönnt sein, diese feierliche Umwandlung, von der sie träumte, in dem geliebten Manne zu bewirken. Er fühlte selbst, daß ihre Naturen zu verschiedenartig seien, um ein dauerndes Glück in der Ehe zu verbürgen, und zog sich zurück, ohne daß es zu einer Erklärung oder gar zu einer Verlobung gekommen wäre. Nach den Briefen, die von ihm vorliegen, muß man annehmen, daß er diesen Schritt nach schweren inneren Kämpfen und in ehrlichster Ueberzeugung tat.

Die Gräfin Bernstorff hat Fritz Schwarzenberg sicherlich unrecht getan, als sie in bezug auf seine Verhaltungen von „verratener und betrogener Liebe“ sprach.

Zwei Jahre später kam bei Elisa die Bladziwillsche Familienkrankheit zum Ausbruch. Sie starb im September des Jahres 1834.



1. Bürgermeister Dr. Joh. Heinr. Barchard.



2. Bürgermeister W. H. O'Swald.

Die neuen regierenden Bürgermeister Hamburgs. R. Dührkoop phot.



Oster-„Bettelkette“ der Kronprinzessin Cecilie.

Einem hübschen und kostbaren Schmuck hat sich die Kronprinzessin Cecilie zusammengekauft. Er besteht aus einer Halskette, die aus Juwelen in Form von kleinen Ovaleinlagen zusammengesetzt ist. Die Eier sind sämtlich Geschenke von Fürstlichkeiten.

Hertler's Illust.-Ges. phot. u. cop.



Der Hauseinsturz in London.

Ueber dreißig Personen wurden vor einigen Tagen unter den Trümmern eines Hotels begraben, das plötzlich in sich zusammenbrach. Acht der Verunglückten konnte man nur als Leichen bergen. Die Katastrophe scheint dadurch entstanden zu sein, daß ein neben dem alten Hotel gelegener Neubau nicht mit der nötigen Vorsicht angeführt wurde.

Verdacht hinsichtlich der Kette und Bilder verboten. Fernsprecher-Redaktion: Reinhold Schillingmann in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Dies und Jenes.

Durchlöcher Münzen. Wir werden aus dem Kreise unserer Leser darauf aufmerksam gemacht, daß durchlöcher Münzen, von denen in der Nummer 27 des „Welt-Spiegel“ die Rede war, doch häufiger sind, als im allgemeinen angenommen wird. Solche Münzen sind beispielsweise auch in Hongkong, in Belgien und Australien seit langer Zeit im Gebrauch. Jedenfalls ist der Zweck der Durchlöcher immer der gleiche, nämlich schon dem Taschengeld eine sichere Unterscheidung zu ermöglichen.

„Osterei“ in christlichen Ländern. Nicht nur in den christlichen Ländern spielen die Osterei eine große Rolle; auch bei heidnischen Völkern finden sich Bräuche, die unserer Sitte entsprechen. Schon vor der christlichen Zeitrechnung gehörten Eier zum religiösen Kult von Heiden und galten als ein Sinnbild des Erwachens der Natur nach langen Winternächten. Die ersten Christen betrachteten sie bei, und wenn sie sie auch nicht in demselben Sinne wie die Heiden verstanden, so brandeten sie sie doch an Tage der Auferstehung Christi als Schmuck in den Kirchen. So nahm die erste christliche Kirche in Ägypten das Straubenei als Glaubenssymbol an, und dieser Brauch wird noch bis auf den heutigen Tag im Orient gehalten.

Der dem Hocksalat mit seinen sechs fibernen Ranken werden Straubeneier in Form eines Kranzes aufgehängt, glatte und andere mit erzfärbenden Färbungen. Die Straubeneier, die der Enden zu Hunderten auf den Markt bringt, bilden einen wichtigen Handelsartikel, und die Nachfrage nach ihnen ist besonders groß im Frühling. Künstler überziehen sie mit schönen Zeichnungen; so sieht man auf der Schale Darstellungen von Menschen und Tieren. Auch in Japan herrscht ein ähnlicher Brauch; die aus Australien kommenden Straubeneier werden von den japanischen Künstlern kunstvoll bemalt. In der Regel wird die natürliche natürliche Färbung des Eies beibehalten und die Zeichnungen darauf passen abgezeichnet. Man sieht Landschaften, Porträts und Szenen aus dem täglichen Leben in Japan auf den Straubeneiern. In den an die Nordküste Afrikas angrenzenden Ländern werden Straubeneier auch zur Gottesverehrung verwendet und sind daher sehr wertvoll. Sie werden verschiedenartig verziert und bilden einen Teil der Ausschmückung von Kirche und Haus. Auf beiden Enden des Eies findet ein Vers aus dem Koran Platz; im übrigen ist es mit einer Zenerie vom Nil bezetzt. Im Vordergrund sieht man ein kleines Segelschiff, während der Hintergrund einen Blick auf die Spärgel und die Pyramiden zeigt.

Die „Teddy-Bären“. Das Urteil über die Teddy-Bären ist geteilt; sie sind verdammt und müssen aus den Vereinigten Staaten verschwinden. Die Teddy-Bären sind zwar keine Raubtiere, sie vernichten keine Viehherden, aber unsagbar gefährlich sind sie doch. Eine Anzahl von amerikanischen Leuten führt den vernichtenden Nachweis, daß sie ein schweres Unglück für die Jugend bedeuten. Man liest es den putigen Braun- oder Schwarzpelzen gar nicht an, welche schlimmen Zustände in ihrem Inneren schlummern; still und brav auf allen Vieren oder aufrecht auf den Hinterbeinen stehen sie in allen amerikanischen Kinderstuben da und sind seit einem Jahr die erklärten Lieblinge der amerikanischen Jugend. Die Amerikaner taufen sie zu Ehren ihres künftigen Vizepräsidenten „Teddy-Bären“. Anfangs bemächtigte sich der Spielwarenhandel mit Felleier der zottigen, sägemehlfülligen Gestellen; aber nun, da man erfahren muß, wie selbst die sunnigsten anderen Spielzeuge zugunsten der putigen Teddy-Bären vernachlässigt werden, tauchen den Geschäftslenten schlimme Bedenken auf. Und nun sind in den Pädagogen den klauften Verstand des Teddy-Bären in das Leben des Kindes der Geist der Zärtlichkeit von den Kleinen geblieben. Sie haben sahen sie da und rüben ihren Verstand und ihre kleinen Finger, um für ihre Soldaten neue Uniformen, für ihre Puppen neue Miniaturtoiletten zu erfinden und anzufertigen. Der Teddy-Bär stellt in bezug auf seine Garderobe gar keine Ansprüche; der Zärtlichkeits-enthusiasmus der kleinen Unionbürger und besonders der Bürgerinnen erschläft, und die Händchen, die ehedem so emsig schafften, werden faul und träge. Und nun hat ein allgemeiner Kreuzzug gegen die Teddy-Bären begonnen. Mrs. Roosevelt selbst hat es unternommen, gegen die Bären zu predigen, die in aller Unschuld in den amerikanischen Kinderstubeln den Völkern ihres Gatten verewigen wollten.

Eines der weislichen Mitglieder des finnischen Parlaments namens Muno Sillanpaa war selber Dienstmädchen. Im Jahre 1898 gründete sie einen Dienstmädchenverein, für den sie eine Zeitung herausgab. Lediglich durch Selbsterziehung hat sie es so zu ihrer heutigen angesehenen Stellung gebracht.

Eisenbahnunfälle. Um den Bedarf an Eisenbahnwagen für die Eisenbahnen zu decken, mußten für die gegen 240000 Pfund Wert gefüllt werden.